



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daibert, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile : 1.
Magelhaensstraße, Punta Arenas, Torral, Valdivia

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aus freundlicher Natur waren, wenigstens wurden uns fast täglich von den Mannschaften Pariser Zeitungen gebracht, die sie von den Gemüsesuchern erhalten hatten.

Wenn der Leser freundlichst die Karte zur Hand nehmen will, wird er finden, daß die zur Verteidigung eingerichteten Ortschaften Bondy und Drancy nebst dem etwas weiter zurückliegenden Bobigny unsrer Front die Stirn boten, und zwar stand man sich an einzelnen Stellen so nahe gegenüber, daß zum Beispiel die von uns etwas spitz am Kanal vorgeschobne Feldwache nebst ihren Außenposten von der den Osteingang von Bondy auf der Heerstraße nach Claye schließenden Barrikade keine 700 Meter entfernt war. Um seine Truppen an den Anblick der Preussiens und an den Tumult des Feuergefechts zu gewöhnen, ließ der Admiral von Zeit zu Zeit größere Abteilungen plänkelfnd gegen unsre Front vorgehn, ohne daß es jedoch je zu einem ernstern Engagement gekommen wäre. Ein Spiel konnte man ja diese Angriffe nicht nennen, da sie in der lobenswerten Absicht unternommen wurden, unerfahrene junge Truppen gefechtsstüchtiger zu machen; aber da bei der Sache, selbst bei bestem Gelingen, kein Erfolg abzusehen war, denn die braven Leute wären, wie sich der Kanzler Herrn von Abeken gegenüber ausgedrückt hatte, doch nur in einen Saß gegangen, so waren uns schon die seltenen und geringen Verluste an Mannschaften, die wir bei Zurückweisung solcher Lehrrangriffe erlitten, besonders peinlich; niemand, vom Obersten abwärts, hätte um bloßer Übung willen so köstliches Material aufs Spiel setzen mögen. Ich hatte persönlich den Kummer, daß bei einer dieser Gelegenheiten einer der schönsten und strammsten der im Winter 1868/69 unter meiner Beihilfe ausgebildeten Rekruten, ein breitschultriger Bommer namens Gütschow, schwer verwundet wurde; er wurde nach Dessau evakuiert, wo der arme Kerl im Lazarett seinen Leiden erlegen ist.

(Fortsetzung folgt)



Im Lande des Kondors

Plandereien aus Chile von Albert Daiber

Nichts bildet so sehr als eine Reise in entfernte Länder. Sie schärft, aber befriedigt auch jenen Durst und jenes Verlangen, das ein Mann immer fühlt, wenn auch jedem körperlichen Sinn volle Genüge geschehen ist.

J. Herschel

1. Magelhaensstraße, Punta Arenas, Corral, Valdivia



in Novembermorgen auf der südlichen Hemisphäre! Schon vor Wochen ist dort der Frühling eingezogen; doch spüre ich von den milden Lüften des Lenzes an diesem Morgen herzlich wenig. Kalt und scharf pfeift der Wind aus West unserm Schiffe entgegen. Cabo de las Virgines taucht vor uns auf, das nördliche Vorgebirge der Ostmündung der berühmten Magelhaensstraße. In eigentümlich tiefblauem Dufte hebt sich in der klaren, fast durchsichtigen Atmosphäre das

nahe Land ab. Es ist gebirgig, massig und zerrissen und erinnert mich, verbunden mit dem wunderbar sattblauen Kolorit seiner Höhenzüge, an Norwegens blaue Fjorde. Das Meer verengt sich, einem Trichter gleich. Glitzernd im Strahle der Morgensonne heben und senken sich seine grünen, schaumgekrönten Wogen. Bald liegt Cabo de la Virgines hinter uns, und nun umgibt uns rechts und links chilenisches Gebiet. Chilenisches Wasser ist es, das der Kiel unsers Schiffs durchfurcht. Eine erhabne Ruhe und Stille umfängt uns und macht den Augenblick meines Eingangs in das Land des Guanacos und des Kondors gewissermaßen zu einem feierlichen.

Eine mäßig hohe Steilküste säumt den Wasserlauf. Näher und näher treten die Ufer, und die Straße nimmt mehr den Charakter eines Kanals an. Sie erinnert mich etwas an den Suezkanal. Hier wie dort Sand, ödes, steiles Uferland. Doch als Bild der belebten Schöpfung folgen uns hier eine Menge Möwen, Raptauben und Albatrosse, deren Brutplätze in dieser Enge zu liegen scheinen. Elegant und leicht ist ihr Flug. Sie scheinen sich in der bewegten Luft mehr zu wiegen als zu fliegen. Es ist ein überraschender Anblick, die schwimmenden Wälder von Seetang zu sehen, noch überraschender aber ist ihr reiches animalisches Leben. Ich fischte mir eine relativ kleine Menge dieses Kelp, und als ich ihn auf Deck ausschüttelte, fielen eine Masse von kleinen Fischen, Seesternen, Muscheln, Solothurien, Krabben und andern Seebewohnern heraus. Wie groß mag wohl die Zahl lebendiger Geschöpfe sein, deren Existenz so innig mit dem Seetang verbunden ist? Diese schwer zu beantwortende Frage drängte sich mir auf, als ich diese Überfülle von Leben auf dem kleinsten Raum zusammengedrängt sah.

Am Ende dieser ersten Enge liegt das Wrack eines englischen Dampfers, ein Zeichen für die Gefährlichkeit der Passage. Am südlichen Ufer sieht das Auge die Esperanzabai auf Feuerland. Aber auch hier kein Baum, kein Strauch, Sterilität überall, und dazu die Stille des Grabes, nur zeitweise unterbrochen durch das heisere Geschrei der Möwen. Weiterhin öffnet sich die Straße wieder, und nach einer zweiten Enge zeigt sich die Durchfahrt nach Süden. Diese erweitert sich bald zu einem breiten Meeresarm. Mächtig entwickelte Fukoideen, die der unserm Schiffe entgegengesetzte Strom in die Straße hereingetrieben hat, schwimmen auf dem Wasser. Mehr und mehr tauchen rechts Schneeberge von 3000 bis 4000 Fuß Höhe auf; langsam nähern wir uns Punta Arenas — der „sandigen Landspitze“ —, das in der Ferne auftaucht. Ein langer hoher Berggrücken, oben mit Schnee, an seinen Abhängen mit immergrünen Waldungen bedeckt, bildet den Hintergrund der von weitem freundlich aussehenden Stadt.

Punta Arenas ist die südlichste Stadt der Südhemisphäre (53 Grad 10 Minuten), die ihren Namen von der sandigen Beschaffenheit des umliegenden Bodens hat. Es ist der einzige Freihafen der chilenischen Republik. Aber einen wirklichen Hafen hat Punta Arenas nicht; es ist eine Art offener Keede, die keinen Schutz gegen die hier sehr rasch wechselnden Launen des Meeres gewährt. Die See geht hoch, und das kleine Segelboot, das uns ans Land bringt, liegt bedenklich auf der Seite. Aller Augenblicke kommen wahre Sturzflüsse von

Salzwasser über uns arme Argonauten, und ich preise in der Stille die Güte meines Gummimantels, der mich jedoch trotz seiner Länge vor intensiven Fußbädern nicht zu schützen vermag. Aber mit gutem Humor tragen sich solche kleinen Leiden leicht, und nach zwanzig Minuten dauerndem Hin- und Herbavieren erklettern wir mit kühnem Sprunge aus unsrer auf und ab tanzenden kleinen Nußschale glücklich den eisernen Landungssteg. Wenig Augenblicke später stehen wir auf dem Boden Chiles.

Ich traue meinen Augen kaum. Sind wir wirklich in Chile, oder bin ich aus Versehen wieder zurück ins deutsche Vaterland, etwa durch Zufall nach Bayern geraten? Da gehn ja Soldaten, auch Offiziere herum, in der Farbe fast genau gekleidet wie in Bayern, mit derselben Mütze auf dem Kopfe! Aber so rasch, wie er gekommen, schwindet der Zweifel — schon die Frauen in ihrem charakteristischen schwarzen Manto (Kopftuch) zeigen mir, daß ich in fremdem Lande bin, und nun freue ich mich der schmucken Chilenen in — deutscher Uniform.

Punta Arenas, heute eine Stadt von mehr als 8000 Einwohnern, beherbergt eine kleine chilenische Garnison und erinnerte mich etwas an Fremantle in Australien: hier wie dort viel Sand und die Neuheit der gewissermaßen auf Abbruch gebauten, meist aus Wellblech errichteten Häuser. Die Straßen sind breit, teilweise mit Pflaster und ordentlichen Bürgersteigen versehen und steigen sanft nach Norden an. Auch elektrische Beleuchtung ist vorhanden. An einer Plaza — das heißt einem großen viereckigen Platz mitten in der Stadt — fehlt es nicht, ebensowenig an dem nun einmal zu einer solchen gehörenden Springbrunnen, eine der wenigen alten spanischen Überlieferungen. Einige Gebäude an dieser Plaza sind etwas besser in ihrer Bauart als die übrigen; es sind Regierungsgebäude, Klubs und dergleichen.

Die Lage von Punta Arenas ist kommerziell wichtig. Eine Reihe von Dampferlinien macht hier Halt: deutsche, englische, amerikanische; auch führt eine Linie von Europa nach Australien hier vorbei. Ist einmal der Panamakanal in Betrieb, so wird der Verkehr in der Magelhaensstraße etwas abnehmen, nicht aber die Bedeutung von Punta Arenas, das in dem enorm großen, reichen Hinterlande von Patagonien mit seinen Schätzen an wertvollem Wild, seiner mehr und mehr sich entwickelnden Schafzucht den sichersten materiellen Rückhalt hat. Auch für Forschungsreisen ins Innere von Patagonien bietet Punta Arenas alle möglichen Vorteile. Aus einer ehemaligen kleinen Strafkolonie hat sich der Ort langsam entwickelt. Die Nachbarschaft von Kohlenlagern, ein für die Dampfschiffahrt sehr wichtiger Umstand, förderte diese Entwicklung. Dazu kam, daß in der Nähe, drüben auf Feuerland, Gold gefunden wurde, und so ein weiterer Bezug von Menschen geschah. Handel und Wandel in Punta Arenas sind beträchtlich, das Klima aber ist wenig anziehend, und die beste Jahreszeit der — Winter. Das konnte ich später selbst auf meiner Rückreise nach Europa bestätigen.

Ein Unikum, aber recht bezeichnend für chilenische Verhältnisse ist es, daß Punta Arenas, der am weitesten gegen Argentinien vorgeschobene und deshalb exponierteste Ort der Republik, nicht einmal mit der Heimat direkt durch den

Telegraphen verbunden ist. Alle offiziellen Depeschen nach Santiago gehn über Buenos Aires und die Cordillera. Wer sarkastisch sein wollte, könnte behaupten, Punta Arenas sei eine argentinische Stadt in Chile, denn tatsächlich weist das ganze Interesse dieses südlichsten chilenischen Ortes mehr nach Argentinien als nach Chile hin. Außerordentlich angenehm berührte mich die Liebenswürdigkeit und das höfliche Entgegenkommen der Chilenen. Ich wurde, obgleich wildfremd, nicht nur äußerst freundlich im Magelhaensklub aufgenommen, sondern auch von einem der Herren in sein Haus geladen. Su casa de Usted — „Ihr Haus“ — erklärte mir der Gastgeber lächelnd mit eleganter Handbewegung, als ich mit ihm sein Heim betrat, „betrachten Sie mein Haus als das Ihre!“ Ist das auch nur eine höfliche Phrase, so kann doch einer solchen die Wirkung des Wohltuenden nicht aberkannt werden.

Regenschauer folgten kurzem Sonnenschein; der Wind zerriß zeitweise das dunkle Gewölk und ließ Fegen blauen Himmels durchschimmern. Aber trotz Maienluft wollte keine Frühlingsahnung in mir aufkommen, und ich verließ ohne besondres Bedauern einen Ort, der wohl mancherlei Reize bieten mag, an dem ich selbst aber dauernd nicht leben möchte. Weiter geht die Reise. Dunkle Nacht ist es, obgleich Mondschein im Kalender steht. Der frühe Morgen findet uns wieder weit draußen in der Magelhaensstraße. Schneeflocken wirbeln durch die feuchtkalte Luft. Für einen Augenblick hat der Winter wieder seinen Einzug gehalten, und erfolglos bemüht sich die Sonne durchzubringen. Hier in diesem Teile — hinter Punta Arenas — ist die Straße sehr interessant. In nächster Nähe die Verbindung von Fels und See, Wald und Trift, Eis und Meer, Sonnenlicht und Schatten erzeugt ein prächtiges, abwechslungsreiches Bild, das aber in dieser Stunde vorherrschend den Charakter einer Winterlandschaft trägt. Da und dort schieben sich Gletscher zwischen die Berge, mit ihrem Fuß in das Meer tauchend. Ein bläulicher Glanz geht von dem Eise aus. Ist diese Szenerie schon bei schlechter Witterung prächtig, wie imposant schön muß sie erst sein, wenn das volle Licht der Sonne auf ihr liegt, die Berge frei von Schnee, mit Grün bekleidet sind, und aus dieser grünen Umrahmung die Gletscher hervorleuchten! Einen tiefen Eindruck machte dieses echt nordische Fjordbild auf mich, einen Eindruck, den sogar Nebel, Kälte, Regen und Schneetreiben nicht zu verwischen vermochten.

Den schönsten Teil der Magelhaensstraße, den sogenannten Smithkanal, bekommen wir leider nicht zu sehen. Schade, wir hätten da vielleicht Gelegenheit gehabt, die interessante Bekanntschaft von Feuerländern zu machen. Wir umfahren diesen Kanal, der Naturschönheiten ersten Rangs bieten soll. Es geschieht das der Sicherheit halber. Der Kanal ist eng, das Wetter ist schlecht, und ein Fahren bei Nacht unmöglich. So steuern wir eben direkt hinaus in den Pacific. Pacific! Wie ein Hohn klingt mir diese Bezeichnung für den Ozean in seinem südlichen Teile, denke ich daran, wie er mich vor einigen Jahren, nach meiner Passage durch die Bassstraße, drüben in australischen Gewässern empfing. Wie wird er sich wohl jetzt benehmen? Höherer Wogenang zeigt die Nähe des „Stillen“ an. Auf und ab tanzt unser Schiff. Obgleich es noch nicht Abend ist, beginnt die Dunkelheit und verschleiert das nahe

Land. Kein gutes Zeichen! Heulend kommt der Wind aus Westen und läßt außerhalb der Straße eine schwere See vermuten. Und richtig: einige Stunden später empfängt mich der Pacific auch diesesmal wieder würdig seines unwürdigen Namens. Auf dem offenen Ozean schlägt der Wind nach und nach in einen brausenden Sturm um:

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen,
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverwornen Scharen
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
Lebst du noch? in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh;
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Nieder auf das stille Bett und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt, sie lebt! Der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — jauchzend sich umschlingen,
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor.

Diese wundervolle Sturmesmythe Venaus kam mir in den Sinn, als unser Schiff, an Kap Pilar vorbei stampfend und rollend, von den wutentfesselten Wogen des Ozeans empfangen wurde. Dunkle Wolken jagten am Himmel; berghoch stiegen die Wogen, das Meer schäumte förmlich und schien unser Schiff zum Gegenstand seines Zorns ausersuchen zu haben. Und als wäre der Sturm so recht ihr Element, so folgen unserm sich langsam und schwer durch die hohen Wellen arbeitenden Schiffe mächtige, nahezu weiße Albatrosse und Kaptauben. Sie flogen in so unmittelbarer Nähe, daß man sie trotz der herrschenden Dämmerung genau erkennen kann.

Zwei Tage später geht die See noch immer hoch. Unfreundlich, kühl und trübe ist die Witterung. Wir schossen heute, am 13. November, drei Albatrosse, sie fielen aber nicht auf Deck, sondern ins Wasser, eine Beute ihrer gierigen Genossen. Zum erstenmal sah ich in diesem Teile des Ozeans Alken (Alcidae), sogenannte Tauchervögel. Ihr ziemlich langer, schmaler Leib glänzt weiß und ist ähnlich dem eines fliegenden Fisches. Gleich diesem flogen sie hart über dem Wasser dahin; doch ist ihr Flug wegen ihrer kurzen, verkümmerten Flügel sonderbar flatternd. Nach einem nur kurzen Fluge tauchen sie ins Wasser unter, wo sie ziemlich lange verweilen können.

Mehr und mehr kommen wir nordwärts, einer wärmern Region entgegen. Schon beginnt die Kälte der letzten Tage langsam zu weichen. Auch die See, bis jetzt noch so ungestüm und ungebärdig, flaut nach und nach ab und wird ruhiger. Drüben in der Ferne, im Osten, zeigt sich Land: es ist die waldb- und regenreiche Insel Chilöë, an der wir langsam vorbeisteuern, Corral zu.

Heller Sonnenschein weckt mich früh am Morgen des 16. Novembers. Rasch bin ich auf Deck. Ein klarer Himmel wölbt sich über uns. Glatt wie ein Spiegel ist die See. Unschuldig, als hätte sie uns nicht erst vor wenig Tagen mit Vernichtung gedroht, liegt sie vor mir ausgebreitet. Alles ist still, erhaben die Ruhe der Natur, herrlich die frische Seeluft. Wir begegnen einigen kleinen Segelschiffen. Sie führen die chilenische Flagge und grüßen uns. Auf der dunkeln, glitzernden Oberfläche des Meeres heben sich im Sonnenlichte die weißen Segel wunderhübsch ab. So ruhig und schön gleiten die Barken durch das Wasser. Gegen neun Uhr fahren wir in eine große, weite Bucht ein. Von grünen Höhenzügen ist sie umrahmt und birgt im Hintergrunde das kleine Hafentädtchen Corral.

Der Anker raffelt in die Tiefe; wir liegen still. Weiche, warme, balsamische Luft weht vom Lande zu uns herüber. Die Hoffnung aber, bald nach Valdivia, der Hauptstadt dieser Provinz, gelangen zu können, erweist sich als trügerisch. Ich beginne zu ahnen, daß man in Chile nicht einfache, sondern gleich vielfache Geduld haben müsse, falls überhaupt irgend etwas erreicht werden soll. So füge ich mich denn und betrachte mir Corral. Eine geradezu langweilige Ruhe brütet über dem kleinen Orte, dem natürlichen Hafen Valdivias. Es ist kein Sonntag, und doch scheint es, als ob seine Bewohner feierten oder schliefen. Ein altes spanisches Fort ist neben den übrigen im allgemeinen sehr primitiven Bauten der interessanteste Platz von Corral. Seine Mauern sind noch gut erhalten. Aber die Anlage des ganzen Ortes macht auf mich den Eindruck des Verpöfchten. Schade um die prächtige Bucht! Welch ein wertvoller Hafen könnte sie bei richtiger Ausnützung der gegebenen, natürlich günstigen Verhältnisse werden! So aber versandet ein Teil immer mehr, und eine Reihe von Sandbänken legt sich wie Barren vor den Ausfluß des Valdiviaflusses. Das ist auch der Grund, warum nur kleine Schiffe noch nach Valdivia hinauf gelangen können, alle größern aber vor Corral liegen bleiben und dort ihre Ladung für oder von Valdivia abgeben oder empfangen müssen. Wie überlegen war und ist noch heute der Engländer im Auffinden, vor allem aber im Ausbau und in der Ausnützung guter Hafenplätze in fernen Landen, wie gering dagegen der Spanier! Dieser Vergleich stieg unwillkürlich in mir auf, als ich Corral, die alte ehemals spanische Gründung, betrachtete, die den Stempel der Vernachlässigung auch unter dem veränderten Besitzer weiter trägt. Und dieser erste üble Eindruck wurde im Laufe der Zeit bei Erweiterung meiner Beobachtungen in Chile noch verstärkt.

Aber zu den freundlichen Seiten meiner Ankunft im Lande des Kondors gehört die eigentümlich schöne Szenerie, die sich, dank dem heutigen, für diese Gegend ungewöhnlich schönen Tage, dem Auge bietet. Klar, wolkenlos und von tiefer Bläue ist der Himmel. Volles Sonnenlicht liegt auf der ganzen Landschaft und auf dem leise plätschernden Wasser, das das Licht blendend reflektiert. Das helle, lebendige Grün der nahen und fernern Waldungen wirkt außerordentlich stimmungsvoll, und das farbenprächtige Bild erhält einen wunderbaren Abschluß durch die sich in der Ferne scharf am Horizont abhebende, bis tief herab mit Schnee bedeckte Pyramide des Vulkans Villa Rica. Gegen dreitausend Meter

hoch, in einsamer, stolzer Majestät ragt der Berg zum Himmel wie ein Wahrzeichen dieses Landstrichs.

Inzwischen treffen nach und nach kleine Dampfer von Valdivia ein. Sie bringen eine Menge von Passagieren zur Begrüßung und Abholung einer Reihe meiner Schiffsgenossen. Ein reges Leben entwickelt sich an Bord, und in dem kleinen Volksgewirr ist Deutsch die Hauptsprache. Aber meine werten Chilenen deutscher Herkunft scheinen in ihrer neuen Heimat die Gemächlichkeit der herrschenden Rasse angenommen zu haben; es läuft alles auf die Geduldsprobe hinaus, und warten, warten heißt es eben immer wieder, bis mein Wunsch, nach Valdivia abfahren zu dürfen, endlich erfüllt wird. Darüber sind Stunden verfloßen — aber *paciencia!* Doch als ich die Geduldprüfung glücklich bestanden hatte und in dem kleinen Dampfer über die Bucht fuhr, war aller Unmut verfloßen, und ich ließ die Annehmlichkeit dieser kleinen Wasserreise voll auf mich einwirken.

Die Sonne hatte unterdessen ihren Zenit überschritten. Als wir nach einigen - Zickzacklinien zwischen den Sandbänken in den Fluß, einen stattlichen, breiten Strom, einfuhren, warfen die steilen, mit Myrtazeen und andern immergrünen Bäumen dichtbewachsenen Ufer schon leichte Schatten auf das Wasser. In dem Maße, wie wir vorwärtsrücken, werden die Ufer niedriger und machen wellenförmigem Lande Platz. Auch der Wald verschwindet, und wenn ich vorher geglaubt hatte, in einem solchen bis Valdivia gelangen zu können, so wurde ich sehr enttäuscht. Wie muß sich diese Gegend durch Abholzung verändert haben! Denn alle frühern Berichte sprechen von der Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit der Wälder am Tequel-Tequel oder Calle-Calle, wie der Name des Stromes bei Valdivia nach einer in Menge an ihm blühenden schönen, weißen Fidee lautet. Später allerdings begriff ich dieses Verschwinden der Waldungen, als man mir erzählte, wie für die in Valdivia betriebnen Industriezweige nur Holz als Heizmaterial für Dampfkessel, Schmelzen und dergleichen verwandt werde. Ganze Wälder werden dadurch jährlich verbrannt — und dabei gibt es in dem nahen Lota Kohlen! Diese Art der Ausrottung wird sich über kurz oder lang bitter rächen. Schon jetzt zeigen sich die ersten Folgen: gewaltige Überschwemmungen, die zeitweise bedenkliche Störungen in den Betrieben Valdivias hervorrufen. Dazu werden dann die sich langsam aber sicher vollziehenden klimatischen Verschlechterungen kommen, da kein Mensch an die Wiederaufforstung des Abgehauenen, wenn auch nur im bescheidensten Maße, denkt, und die Ausrottungen ruhig weiter betrieben werden.

Unser pustendes kleines Dampfboot begegnet unterwegs mehreren andern Booten. Eines interessierte mich besonders, weil es einige Ureinwohner des Landes, Indios, Araucanos, trug. Die dunkelfarbigen Menschen mit den glänzend schwarzen Haaren ruderten ernst und schweigsam vorbei, ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen. Da und dort am Ufer zeigt sich eine elende Hütte, ein sogenannter Rancho; dann taucht nach etwa anderthalbstündiger Fahrt am linken Ufer des Calle-Calle Valdivia auf. Am primitiven Holzquai, Muelle, legt unser Schiff an, und wir betreten nun eine chilenische Stadt, in der das Deutschtum die führende Rolle hat. Aber ich bekenne auf-

richtig, daß ich mir von Valdivia als Stadt etwas mehr vorgestellt hatte, und daß ich durch das, was ich sah, sehr enttäuscht wurde. Trotzdem diese Niederlassung eine alte Geschichte hat, macht sie den Eindruck einer neuen Gründung. Kultur neben viel Unkultur, unglaublich verwahrloste Straßen neben solchen, die mit Holzplanken bedeckt sind. Dem Himmel Dank, daß es nicht regnet! Lieber den Staub, der augenblicklich überall liegt, als den Schmutz, worin man ohne passendes Schuhwerk zu versinken Gefahr läuft. Große Pfützen, die sich noch da und dort auf den Straßen breit machen, liefern die richtige Illustration hierzu. Die Vegetation in den vielen Gärten aber ist üppig, wirklich schön, an Südtalien erinnernd, und versöhnt etwas mit den meist wenig anziehenden Häuser- und Straßenbildern. Von dem Wald von Obstbäumen aber, in dessen Mitte vor relativ kurzer Zeit noch Valdivia gelegen sein soll, ist heute nichts oder nicht viel mehr zu bemerken. Die mit Bäumen bepflanzte und mit dem obligaten Springbrunnen versehene Plaza ist nicht übel. In ihrer Nähe liegt der deutsche Klub.

Obgleich keine arme Stadt — so gehört zum Beispiel die hiesige große deutsche Kolonie zu einer der reichsten von ganz Chile —, lassen die allgemeinen hygienischen Einrichtungen noch sehr, sehr viel zu wünschen übrig. Valdivia mag gegenwärtig etwa zehntausend Einwohner zählen, von denen über ein Drittel Deutsche sind. Eine genaue Schätzung der Bewohnerzahl chilenischer Städte ist auf Grund der einander widersprechenden Angaben schwierig.

Valdivia hat dank deutschem Fleiß und deutscher Energie eine sehr entwickelte, hochachtbare Industrie. Abgesehen von der großen Anwandterschen Bierbrauerei jenseits des Stromes, auf der Insel Teja, auf die ich nachher noch zu sprechen komme, spielen die Schuhwarenfabrikation, die Gerberei, die Fabrikation von Fleischwaren, die Eisenindustrie, der Schiffbau, Spiritbrennereien usw. eine bedeutende Rolle. Das reiche Hinterland mit seinen großen Weiden und seinen gewaltigen Viehbeständen bietet für einzelne der genannten Industriezweige die natürliche Basis ihrer machtvollen Entwicklung.

Aber auch dem geistigen Leben dieses Ortes muß ein Kranz geflochten werden: eine ausgezeichnete deutsche Schule, die der in hohem Alter gestorbene Papa Anwandter vor einem halben Jahrhundert gegründet hat, und an der tüchtige Lehrkräfte wirken, sorgt für die Heranbildung der deutsch-chilenischen Jugend. Mich hat es immer freudig berührt, überall, wohin ich auch später in Chile kam, besonders viele Valdivianer deutscher Herkunft in den angesehensten Lebensstellungen zu treffen. Der Segen deutschen Wissens, deutschen Fleißes und deutscher Ausdauer scheint von Valdivia auszugehen. Nur schade, daß dem chilenische Indolenz mächtig entgegenwirkt. Fortschritt und Rückschritt, oder wenn ich mich so ausdrücken darf, Zentripetal- und Zentrifugalkraft in stetem, ununterbrochenem Kampfe miteinander!

(Fortsetzung folgt)

